

Klassiker von gestern sind heute wieder gefragt. Tradition ist wieder ›in‹. Viele erinnern sich heute wieder gern an althergebrachte gediegene Formen und Farben. Nostalgie erfreut sich auch beim Gäste-WC wachsender Beliebtheit. Auf die Bedürfnisse dieser traditionsbewussten wie anspruchsvollen Verbraucher hat KERAMAG sein umfassendes Nostalgie-Gäste-WC-Programm zugeschnitten. Mit zwei Serien, die kaum einen Wunsch offenlassen, ROMANTIK und MUSCHEL. Stilgetreu in Form und Farbe. Funktionsgerecht durch moderne Technik. Insgesamt ein Programm, mit dem Sie Ihre persönlichen Akzente setzen können.¹

Die Metapher der warmen Scheiße ist zugegebenermaßen weder neu noch attraktiv. Sie auf den Produktionsvorgang des Schreibens, Notierens, Erfindens anzuwenden hat dennoch immer wieder ganz gut funktioniert.² Müsste man die Behaglichkeit, die dem Erfolg auf einer ordentlich hergerichteten Gästetoilette seit jeher innewohnte, nicht aber vor allem auf den Erfolg im Publikations- und Konzertbetrieb übertragen? Gleicht das Heimatversprechen, das dem hergerichteten Veranstaltungszusammenhang (dem Büchlein, der Bühne, der Bio) innewohnt, nicht eigentlich dem Segensspruch im Nostalgie-WC?

»Wenn alle Brunnlein fließen. Dieses bekannte deutsche Volkslied aus der Zeit der Romantik könnte einem in den Sinn kommen, wenn man den Keramik-Wandbrunnen in Aktion sieht. Die zauberhafte Blumenmalerei – einem alten Porzellanmotiv nachempfunden – findet sich als Schmuck auf der Sanitärkeramik. Auf den Fliesen. Und auf den Accessoires. Auf dem WC, dem Bidet, den Keramikfliesen, den stimmigen Accessoires wie z. B. der Handtuchhalter/Seifenschalen-Kombination, dem Klosettpapierhalter und Klosettbürstenbehälter. Sie alle tragen dieselben warmen und wertvoll wirkenden Farbkompositionen, die dieses Gäste-WC so attraktiv machen.«

Würde ich den Begriff der Nostalgie so behandeln, wie er in den meisten Zusammenhängen verwendet wird, hätte ich ein Arbeitsgerät zur Hand und vielleicht könnte ich *damit* oder auch nur *es betrachtend* eine Technik beschreiben. Nostalgie als das entweder kenntlich gemachte oder unterlaufene Element innerhalb einer Komposition (oder eines Veranstaltungskonzepts etc.) nimmt als Begriff ja selbst schon fast die Kleinod-Form an, die das betreffende Material hat, sobald es im Verdacht der Nostalgie steht: als wohlplatzierte Rose, Dose oder Pose. Für den, der es erkennt, ist es konkret, assoziativ aufgeladen, und, weil die Bedingung für das Wiedererkennen meist die persönliche kulturelle Prägung ist, behaftet mit dieser

Mara Genschel

Zweiklang der Behaglichkeit

Über königlich geformte Sanitärkeramik

aggressiven Sentimentalität, die wahlweise ergreift oder beschämt. Damit zu operieren sei niemandem verboten, damit zu kokettieren auch nicht. Wenn Nostalgie wütend macht, dann wohl doch deshalb, weil man andere Zuhörer in einen Bann zu geraten wähnt, den man selber voll Ekel auf Abstand zu halten sich müht. Eine Komponistin die ihren Nostalgieen zu offensichtlich ausgeliefert ist, ist ja der Aufregung kaum wert: Sollte darüber Konsens bestehen, wird sie wohl eher belächelt als ernsthaft verhandelt werden. Möglicherweise schafft sie es, in ihrer Ausgeliefertheit sogar unfreiwillig zu rühren. Wut aber entsteht da, wo die Nostalgie ihre konkrete Identität abzulegen und als etwas Größeres, Allgemeines in den Ring steigen zu können meint – und man andere darauf hereinfallen sieht.

Der Mensch / braucht zum Glück / nicht Reichtum und Pracht / nur ein / Stüblein voll Sonne / wo Liebe ihm / lacht.³

Ja: auch in der zeitgenössischen Lyrik kommt es vor, dass ohne Bedenken *hollywoodschaukel*, *radioklänge* und *rommékarten* zueinandergebracht und ausgiebig gefeiert werden.⁴ Mich aufgrund dieser Tatsache über eine nostalgische Effekttechnik zu erregen, scheint mir aber überflüssig, fast als würde ich mich darüber ärgern, dass ein Hello-Kitty-Kind sein Tagebuch zwar abschließt, den Schlüssel aber gleich daneben hängen lässt. Das Klischee in der Benennung, das reine Abrufen ist so leicht zu enttarnen, dass Kritik daran kaum Spaß macht und eher aufhält als aufklärt. Ein etwas feinerer aber vielleicht vergleichbarer Fall in der neuen Musik könnte ein Cembalo sein, welches, der Spätrenaissance nachgebaut und fachkundig bemalt, in ein Orchester platziert wird und, auch wenn es dort als Kontrast im eher behaupteten als hörbaren Zwiegespräch mit einer Flugblätterprosa vortragenden Sprecherin einen Diskurs von tagesaktueller Drastik heraufbeschworen haben will, als nostalgisches Zeichen den Effekt natürlich viel stärker dominiert als der überhaupt erst mithilfe des Programmtextes rekonstruierbare politische Subtext.⁵ Für hinterhältig halte ich



1 1989 im KERAMAG Nostalgie-Gäste-WC-Journal.

2 »Aß in einem fiesem Schnell-Imbiß zu Mittag, verlängerte meinen Kackfaden, mit Sauerkraut, Bier, und zwei schlaffen, geschmacklosen Würsten, korrigierte in dem Heft, aus dem ich abends vorzulesen gedachte.« (R.D. Brinkmann)

»trage mein Exkrement tagelang mit mir umher was mich beschwert, und ist wie abgelegte Beichte wenn ich mein Exkrement endlich loswerde (welche Immen die Zereiszprobe keusch zu sein)« (F. Mayröcker)

»Auf ein Kissen / was zum Scheissen und Pissen / und Sticken und Stricken und Ficken / malen oder zeichnen - « (D. Rot).

3 Quelle: Brotteller.

4 »juli, hochzeit, ganz aus licht gemacht. am zaun erkennt // man schon die heimat: die rosen und das sonnenrad ...« (N. Küchenmeister)

5 »Ich habe derzeit das Instrument mit Geierfedern bekielt.« (B. Pauset)

S. 37-39: Beispiele aus dem KERAMAG Nostalgie-Gäste-WC-Journal 1989. (Quelle: Keramag Verlag)



diese Strategie deshalb, weil sie durch die Zusammenführung markanter (nostalgischer) Zeichen zwar einprägsam, aber an keiner Stelle nachvollziehbar oder einleuchtend funktioniert.

Andererseits hege ich den Verdacht, dass es sich bei der Frage nach dem Nostalgie-Anteil in konkreten Werken aber auch um eine Gratwanderung handeln könnte, die ausdifferenzieren eine Form höheren Tratsches, und deshalb szenenintern spaßiger vorzunehmen ist als von außen. Deshalb will ich hiermit auf meine Spur zurückkommen und die Nostalgie in allgemeineren Umgebungen suchen.

Das dominante Braun und die Beigetöne des Hinter- und Untergrundes wirken erwärmend und sorgen gemeinsam für Behaglichkeit.

Gern würde ich es vermeiden, das Akronym der Stunde in diesen Text zu tippen⁶. Das wäre nicht nur nicht nötig, es wäre ziemlich uninteressant. Nostalgie von so offensiver Dumpfheit zu verurteilen, geht relativ leicht und ist mit wenig moralischem Risiko verbunden. Aber fragen wir den linksliberalen Tatort-Fan in und/oder unter uns, ob er regelmäßig, immer sonntags nämlich, kritisch reflektiert, dass die glückliche Klärung von Mordfällen aus diversen Regionen seiner Heimat zur Regulierung seines Blutdrucks beiträgt und ihn schläfrig macht vor zehn. Er wird »Nö« sagen. Der Tatort ist nicht als nostalgisch gekennzeichnet, er behauptet Realitätsnähe und zieht daraus seine Attraktivität für so viele, die sich sonst im Tonfall abstinenter Ästhetinnen gegen jede Form von Unterhaltungsfernsehen auszusprechen

38 pflegen. (Müssen sie sich trotzdem aufregen,

bieten sich ihrem kritischen Furor eigens dafür eingebundene Social-Media-Kanäle zum Aderlass an, der beruhigende Effekt dürfte am Ende vergleichbar sein.) Er tut schroff, schonungslos und zwinkert uns, so flink das einer öffentlich-rechtlichen deutschen Fernsehproduktion irgend möglich ist, bestens informiert zu. Dass darin, in diesem »Deutsch«-Sein, diesem Aktuell-Sein, dem Besserwisserischen auch (das dem Beruf des Kommissars/der Kommissarin eine merkwürdige Sexiness zu verleihen scheint), dass über die inhaltlichen Themen hinaus vor allem auch die Darreichungsform, das ungebrochene Sonntagsritual, die Sofa- und Kneipengemeinden und nicht zuletzt auch die ironieresistente Ritterlichkeit, mit der die sogenannten Tatort-Autoren in der Urheberrechtsdebatte, damals, den unantastbaren künstlerischen Wert ihrer Arbeit manifestierten – dass in all dem einem handfesten, an Sucht grenzenden nostalgischen Bedürfnis geformt wird, steht nicht so recht auf der Agenda des Second Screens. Allenfalls die Titelmusik sowie der Look des Vor- und Abspanns würden vermutlich als nostalgisch durchgehen, würde man die Gemeinde mit dieser Behauptung konfrontieren. Dabei liegt ja meistens gerade in der Kluft zwischen einem betroffenen stimmenden Quasi-Cliffhanger, filmisch im, sagen wir, Stil der Berliner Schule, und dem gleich darauf gutmütig losrumpelnden Klaus Doldinger der lustigste Beweis für die unverfrorenen Widersprüche, denen man sich hierin, als einem der letzten bürgerlichen Live-Spektakel im Rundfunk noch hingibt.

Seitdem das Gäste-WC immer mehr als »Visitenkarte des Hauses« angesehen wird, setzt sich auch hier das anspruchsvolle und stilbewußte Verhalten immer mehr durch.

In der neuen Musik gibt es bekanntermaßen überhaupt keine vergleichbaren Spektakel. Natürlich sind die großen Konzerte der großen Festivals von einer ungemein bürgerlichen Anmutung. Die Schlagwörter, die die Themenschwerpunkte dieser Festivals umspielen, sind modisch und bürgerlich. Die Gestaltung dieser Schlagwörter, ihre Schriftart, ihre Farbe, ist von hohem ästhetischen Gespür, sie ist modisch und bürgerlich. Aber auch, wenn sie im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, gar in Live-Übertragungen ihr zuverlässigstes Zuhause findet: Die neue Musik hat in der heimischen Kulturvitrine bekanntlich noch immer nicht so richtig das Plätzchen neben Thomas Mann ergattern können.

Diese Erkenntnis ist nun aber ungefähr so neu wie der Gedanke, dass diejenigen, die aus einem eigentlich bürgerlichen Anliegen heraus

Positionen einhundertdrei

6 Es hat sechs Buchstaben, kommt aus Dresden und reimt sich auf »Nicht schon wieder!«

Zeit und Geld in ein Konzert oder einen Tonträger investieren, schon rein statistisch zur Avantgarde gezählt werden müssen – also nicht sonderlich. Seit es bis zu mir vorgedrungen ist, dass das große N der Neuen Musik weitgehend getrost abgerissen und durch viele kleine n's ersetzt werden darf, stellt sich mir die Frage, ob die reine Neugier auf das, was in der neuen Musik stattfindet, schon ein antibürgerliches Symptom darstellt, anders. Wenn in Stuttgart die Zuhörer, was prinzipiell reizend ist, von der den Stuttgarter Kompositionspreis stellvertretend verleihenden Kulturamtsleiterin als »sachkundige Bürger« begrüßt werden, verleiht das dem Konzertbesuch beinahe schon repräsentative Züge. Und da dieselben Zuhörer, Stuttgarter Bürger, dafür sorgen, dass ihre Stadt eine rege wahrgenommene Kulturstätte für neue Musik ist und bleibt, lässt sich nicht einmal an diesem eventuellen repräsentativen Anliegen etwas aussetzen.

Die neue Musik selbst, und gemeint sind damit speziell die Komponisten, müsste sich allerdings fragen, ob sie nicht innerhalb der ihr vorgegebenen Publikationsnischen und Verschlängen viel heimeliger, stabilisierender, institutionsbejahender agiert, als sie das gern hätte. (Auch die zeitgenössische Lyrik müsste sich das fragen, und natürlich, noch viel mehr, die »Literatur« allgemein. Weil die hier nun aber nicht im Fokus steht, muss der Text sich mit der Behauptung begnügen, die Metapher des WCs als Wirkungsort lasse sich auf den performativen Charakter von neuer Musik besser anwenden.)

Hier stimmt einfach alles. Erstens in sich. Und zweitens untereinander und zueinander.

Keinesfalls will meine Kritik sich allerdings verstanden wissen als ein Ruf nach verrückteren Spielorten oder witzigeren Konzepten und Verknüpfungen. Was mich an die Ästhetik von Gästeklos erinnert und so missmutig stimmt, ist vielmehr der unbedingte Wille zur Seriosität, der die Realisation neuer Musik in den meisten Fällen bedingt. Bei den oben bereits erwähnten großen, weil hoch subventionierten Festivals mag die Seriosität begründet sein auf Vorsicht, Logistik und Rechenschaftsschuld, immerhin fördert der Geldgeber völlig ungesicherte Resultate vermutlich kein zweites Mal. Schlimm ist aber, wie auch das kleinere Konzert die großen abzumalen trachtet, wie der Laie die Böcklin-Kopie für seine Sofawand.

»Bei ROYAL BLUE wird selbst das WC zum Gestaltungselement. Dominantes Dekor am Spülkasten durchgehend, an der WC-Keramik mit »Raute«. Hier stehen Kreativität und Phantasie im Vorder-



grund. Gastfreundlich im ganzen. Überzeugend im königlichen Detail. Von der schön und anmutig geformten Sanitärkeramik, den edel konzipierten, wohldurchdachten Armaturen über die wohlnuancierten Accessoires bis hin zu den reizvollen Fliesen. Alles passend. Alles stimmig. Sie sehen, ROYAL BLUE ist mit seinem eigenständigen anspruchsvollen Aussehen eine echte Alternative für alle, die mit ihrem Gäste-WC Stil beweisen wollen. Rücken Sie auch Ihr Gäste-WC ins rechte Licht.«

Die Nostalgie entfaltet ihr eigentliches Gift besonders wirksam dort, wo Professionalität sich auf eine unreflektierte Weise mit Behaglichkeit verschränkt. Nicht nur der royale Look des Achtzigerjahre-WCs erinnert ja an die Sehnsüchte und Bemühungen des frühen Bürgertums, dem Adel optisch nachzueifern. Die Ernsthaftigkeit mit der diese »Visitenkarte des Hauses« entworfen und gebaut wird ähnelt auch der Alternativlosigkeit, in der zur Biedermeierzeit die Wände, Fenster- und Türnischen der bürgerlichen Wohnung mit möglichst guten, motivisch jeweils der Raumfunktion angepassten Reproduktionen⁷ behängt zu werden hatten. Als das Wohnen sich nach Kräften mühte, professionell gestaltet und wahrgenommen zu werden und sich entsprechend neue, wiederum quasiprofessionelle Berufszweige herausbildeten.⁸ (Auch das hat sie mit dem Tatort gemein: So professionell, wie diese

7 Stichwort Katzenszenen.

8 »Zwei Koloristen für Genre, Landschaften, Ansichten, meisterhaft geübt, bieten sich an. Gebr. Wolf, Eger, Brüdergasse 387«, Anzeige 1864.

Fernsehproduktion bis in die Fingerspitzen ihrer Komparsen produziert ist, lässt sie keine Zweifel offen an ihrer einen, kleinbürgerlichen Angst: die Quoten der Heimat an die adlige weil amerikanische Konkurrenz zu verlieren.)

Hattet ir nummen e bar Schu am Ort machen lo, s Heimwe wäri gly vergangen.⁹

Hier soll zwar nicht die Kritik an den Strategien und Herausbildungen des bürgerlichen Bewusstseins im Mittelpunkt stehen. Die Konventionen aber, in denen es sich das Bürgertum bequem machte, in denen es sich einzurichten und die Beine hochzulegen wusste, sollten sich doch, zumindest versuchsweise einmal vergleichen lassen mit den Konventionen, auf die sich die Komponistin als Künstlerin und Publizistin seit Jahrzehnten verlässt. Der Vergleich ist nicht deshalb gemein, weil er hinkt (und er tut es!), sondern weil der Komponist selbst üblicherweise nicht für seine ihn umgebenden Bedingungen zur Verantwortung gezogen wird – üblicherweise gestaltet er sie nicht nur nicht mit, er reflektiert sie, so scheint es mir, in nur sehr seltenen Fällen mit Konsequenzen für seine Arbeit. Die Arbeit, die Komponisten vielfach auf sich nehmen, indem sie selbst als Veranstalter, Interpreten etc. Konzerte realisieren ist kein Gegenbeweis, sondern stabilisiert noch das Prinzip der klaren Arbeitsteilung. Im Sinne des Rollentauschs übernimmt der Komponist in dem Fall schließlich die klar definierten Aufgaben der jeweils zu ersetzenden Profis, imitiert sie zumindest (fährt die Technik, entwirft vielleicht Plakate etc.). Noch das randständigste Off-Konzert bietet, solange es sich explizit in der neuen Musik verortet, das ganze Spektrum der Zugehörigkeit – vom gestalteten Flyer bis zur Lichttechnik. Die Professionalität, die hierin im Prinzip als vorderste Bedingung für den Erfolg angestrebt ist, fungiert gleichzeitig als Gerüst, innerhalb dessen wir vertrauten Abläufen frönen und uns irgendwie nervenschonender bewegen können. Außerdem bietet sie ein Belohnungssystem, das, fast unabhängig vom Grad der Geglücktheit, der bloßen Existenz von Output schon Anerkennung zukommen lässt: Ist etwas professionell gerahmt, dann ist es immerhin auch professionell verhandelbar. Es »ist«.

Der Beurteilung wird es dahin gehend schwer und leicht gemacht. Stücke, die schon vordergründig nicht den professionellen Standards genügen fallen weg, alle anderen lassen sich im Zweifel jeweils durch ihre professionelle Machart legitimieren. Das Streben nach dieser Professionalität umfasst aber selbstverständlich auch semi- und pseudoprofessionelle

Ergebnisse. Und hierin wird auch seine Nähe zum bürgerlichen Salon wieder sichtbar. Die Lösung, die die Salonmusik des Biedermeiers gefunden hat, im häuslichen Nachahmen von Bravourstücken den unleistbaren Virtuosen zu ersetzen, bietet aus heutiger Sicht vielleicht unfreiwillige Reize, ist aber in der Anlage ratlos und affirmativ. Nicht die tatsächliche Professionalität, sondern die humorfreie, uneingeschränkte Projektion, als welche sie die Realisation von Musik dominiert, macht den Kulturbetrieb zur Ersatzheimat aller in die Selbstständigkeit gezwungenen Hasen, auch mich.

»Nach Foderé sind Individuen, die an ein einförmiges Leben gewöhnt, die sich mit den umgebenden Objecten identifiziert haben, am Meisten der Nostalgie unterworfen, und nach Matthey befällt sie gewöhnlich solche Menschen, deren einfache Sitten und Lebensweise sie mehr in dem Primitivzustande erhalten hat. Je mehr der Mensch zu einem geistig freien selbstständigen und selbstthätigen Leben erwacht ist, desto weniger ist er an die Scholle gefesselt, und von äußeren Verhältnissen und Umständen abhängig. Der wahrhaft Gebildete, der Naturforscher, der Gelehrte, der Weltweise hat in der ganzen Welt seine Heimath, überall kann er seine Lebenszwecke verfolgen, und seine eigene Existenz mit dem allgemeinen Leben, was ihn umgiebt, in Einklang setzen. Wer zu solcher Selbstständigkeit nicht gelangt ist, bleibt gleichsam mit der ihm umgebenden Außenwelt verwachsen, alle Gefühle und Gedanken sind an ihr festgewurzelt, und nur auf die nächsten Gegenstände, Wohnung, Garten, Gewerbe, Familie u.s.w. gerichtet. Entfernung aus der Heimath ist aldann nicht mit einem bloßen Verluste von äußerlichen Dingen verbunden, sondern mit einem Losreißen von Allem, worin der Mensch bisher gelebt hat, und mit seiner Heimath verliert er gleichsam die Hälfte seines Ichs. Er erkrankt und stirbt an Heimweh aus derselben Ursache, weshalb soviele Thiere es thun, wenn sie in ein fremdes Land versetzt, oder gar ihrer Freiheit beraubt werden.«¹⁰

Dass ein solches, in seinen Grundzügen zu tiefst berechenbare System eine starke Anziehungskraft auf den Feigling und Zweifler in jedem von uns ausübt, ist nicht verwerflich. Den Begriff der Nostalgie, der eigentlich mal für die Schweizer Krankheit Heimweh erfunden wurde, auf unsere automatisierten Wohlfühl- und Legitimationsstrategien anzuwenden, rege ich aber hiermit höflich an. ■

9 1762, R. Suter 1949, 60. Schweizerisches Idiotikon.

10 Encyclopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften.